

Württemberg und Bayern. Vor dieser Zeit umfaßte das große Gebiet der freien Reichsstadt Ulm in gleicher Weise das rechte und das linke Donauufer. Nun entstand allmählich im Gebiet der Ulmer Gärten, Felder und Äcker eine Ansiedlung, die politisch zu dem Dorf Offenhausen gehörte. Der Ort ist heute längst zu Neu-Ulm eingemeindet. Diese neue Siedlung hieß bis 1818 „Ulm auf dem rechten Ufer“ und hatte damals 64 Einwohner. Sie begann sich 1829 nach dem Fall der Zollschranken zwischen Württemberg und Bayern zu entwickeln. Im Jahr 1832 wurde sie als Neu-Ulm selbständig und erhielt 1869 das Stadtrecht. Ihre Stadtfarben schwarz-weiß-blau sind eine Verbindung der Ulmer Stadtfarben schwarz-weiß mit den bayerischen Farben blau-weiß. Am 17. Mai 1939 hatte Neu-Ulm 14 571 Bewohner. Ulm zählte damals 68 585 Einwohner.

Die Gründe für das überaus rasche Zunehmen Neu-Ulms, das in keinem Industriegebiet liegt, sind vor allem im Bau der „Bundesfestung“ Ulm-Neu-Ulm zu suchen (1842 bis 1857). Dadurch wurde Neu-Ulm Garnisonstadt. Durch den Bau der Bahnlagen von Ulm nach München und nach Kempten wurde die neue Siedlung auch Wohnplatz vieler Eisenbahner. So hatte die Stadt ein ganz eigenartiges Berufsbild. In einem bekannten Lehrbuch der Geographie wird dar-

auf hingewiesen, daß die Festungsstädte Metz und Neu-Ulm mit 28 vom Hundert Berufszugehörigen (= Erwerbstätige mit Familienangehörigen) der Gruppe „Militär, freie Berufe, öffentlicher Dienst“ das Maximum dieser Gruppe im früheren Deutschen Reich erreichten, während als Mittel 8 vom Hundert angegeben werden. Aber 1895 machten die Erwerbstätigen dieser Gruppe in Neu-Ulm 52,5 vom Hundert aus, die Berufszugehörigen 39,02 vom Hundert. Vor dem ersten Weltkrieg war jeder fünfte Bewohner Neu-Ulms Soldat. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Alt-Ulm. Die genannte Berufsgruppe stand dort ebenfalls bei den Berufszählungen 1882 und 1895 an erster Stelle aller Gruppen. Jetzt ist die Gruppe der Industrie an die Spitze getreten.

Diese neue Grenze wie auch der Charakter Ulms und Neu-Ulms als Festung hemmte die Entwicklung der Doppelstadt sehr. Der Gürtel der Bundesfestung engte den Raum ein. Er wurde erst nach 1900 durchbrochen. Doch vor der sich nun ausbreitenden Neustadt lag wieder ein Festungsring mit vorgelagerten Rayongebieten. Jetzt sind diese Fesseln gefallen; aber die schweren Wunden der letzten Zeit erschweren die Ausnützung der Gegebenheiten. Möge die Zukunft für die Doppelstadt und ihre Umgebung ein freundliches Geschick bereit halten!

## Die Reichsstadt Ulm im Lichte ihrer frühen Geschichtsschreibung

Von Heinrich Betz

Der unglückliche Zufall der Überlieferung will es, daß die geschichtliche Bedeutung Ulms im 14. und 15. Jahrhundert nicht auch in bemerkenswerten Chroniken zum Ausdruck kommt, wie dies sonst bei den wichtigeren deutschen Städten der Fall ist<sup>1</sup>. So ist nur Bruchstückhaftes da<sup>2</sup>, während die geschichtsschreiberische Tätigkeit der Augsburger und Nürnberger Bände füllt. Es darf jedoch angenommen werden, daß auch in Ulm Werke im Stil eines Burkard Zink oder Hektor Müllich geschrieben worden sind, wie dies aus der bekanntesten Darstellung Ulms hervorgeht, dem berühmten „Tractatus de civitate Ulmensi . . .“ des Dominikaners Felix Fabri von 1488/89, der sie als Quellen benützt.

So steht am Anfang der Geschichtsschreibung Ulms, die uns erhalten geblieben ist, sofort eine große, systematisch angelegte Beschreibung. Vorbilder für sie zu finden, scheint nicht schwer. Man hat lange Zeit an humanistische Anregung gedacht<sup>3</sup>, wie ja auch wenige Jahre später der

berühmte Conrad Celtis das blühende und reiche Nürnberg in der „Norimberga“ festhält, mit der er an die von Aeneas Silvius angeregte Landschafts- und Städteschilderung anknüpft. Dennoch herrscht bei Fabri, im Gegensatz zu seinem stilistisch ungleich gewandteren, aber auch oberflächlicheren, humanistischen Nachfolger, eine echte Liebe zur neuen Heimat, in der er, Züricher Patriziersohn, sich seit ungefähr 1468 aufhält, von deren Dominikanerkloster aus er seine beiden Pilgerfahrten nach dem Heiligen Land angetreten hat, die ihn vor allem bekannt machen sollten.

Gerade sie schärfen dem Mönch noch mehr den Blick für die Vorzüge der Vaterstadt. Daher überrascht es nicht, daß er sich die Schilderung der Fahrten im sogenannten Evagatorium und die Beschreibung Ulms ursprünglich als geschlossenes Werk denkt, gegliedert in zwölf Traktate. Aus buchtechnischen Gründen muß er aber dann den Traktat über Ulm gesondert abfassen, da er die übrigen

Teile des Evagatoriums an Umfang weit übertrifft. Die Zusammengehörigkeit des Traktats mit dem Evagatorium, der Reiseschilderung, vor allem aber die Tatsache, daß der Mönch sich aller Mittel scholastischer Gelehrsamkeit bedient, schließen eine ausschließlich humanistische Anregung aus. Allerdings weist der oft übertreibende Stil Fabri beim Lob der Stadt auf die schon spätantike Gewohnheit der „laudes“ von Städten zurück, die der italienische Humanismus wieder aufnimmt<sup>4</sup>.

„Nie . . . war das Ulmer Gemeinwesen höher an Reichtum, stärker an Bevölkerung, kühner an Mut, mächtiger an Waffen, fester durch seine Mauern, sicherer durch allerlei Beistand, glücklicher durch seine Freunde, furchtbarer den Feinden, unerträglicher den Schlechten, geschätzter bei allen Schwaben, Edlen und Geringen und bei dem Vaterland eines jeden und notwendiger dem Reich und den Fürsten gewesen als zu dieser Zeit im Jahre des Herrn 1489<sup>5</sup>.“ In diesen Worten kommt vielleicht am besten die Eigenart des Geschichtsschreibers Fabri zum Ausdruck. Sein Stolz auf Ulm führt ihm die Feder, vielleicht auch, wie im Falle Celtis, der Auftrag patrizischer Familien. Deshalb diese auftrumpfenden Behauptungen, deshalb aber auch das Lob gerade des Ulms von 1489, der Zeit nämlich, als er seinen Traktat niederschreibt. Und doch, im Vergleich mit Celtis, kann er sich auch Tadel und Rüge erlauben, der Wirklichkeit mehr Rechnung tragen.

Auf den ersten Blick scheint diese Behauptung nicht einsichtig. Wenn man fragt, wie Fabri sich das Ulm seiner Zeit, wie er sich dessen Geschichte vorstellt, in welchen Rahmen er sein Wissen ordnet, das er mit Eifer und Umsicht aus allen ihm zugänglichen Quellen seit 1483 zusammenträgt, darf es natürlich nicht wundernehmen, daß dem Mönch scholastische Denkformen und Allegorien in reichlichem Maße zur Verfügung stehen. So sieht er die Stadt als großen Organismus mit Leib und Seele, die Geschichte Ulms ist körperliches wie seelisches Wachstum bis zu dem Augenblick voller Blüte, der bei Fabri mit der Gegenwart zusammenfällt. Die „Seele“ der Stadt, die Bevölkerung, gliedert er in sieben große Stände, die den sieben Säulen der Weisheit entsprechen, von denen Salomo in seinen Sprüchen redet. Erfüllt jeder Stand die ihm zukommende Aufgabe, die sich aus seinem Wesen ergibt, so kommt nach der Meinung Fabri eine wahre Ordnung zustande, auf der das Gemeinwesen wie auf den sieben Säulen der Weisheit ruhen kann. Möglich ist sie aber gerade auf Grund der Ungleichheit der Stände. „Denn immer findet sich in der Menge Ungleichheit, und diese Ungleichheit ruft eine Rangordnung hervor, da unter Gleichen keine Ordnung sein kann<sup>6</sup>.“ So entspricht Ulm auch dem Ideal des alten Rom, weil seine Einwohner die Voraussetzungen für eine gemischte Verfassung im aristotelisch-thomistischen Sinne mit sich bringen. Ulm muß zudem nach der Auffassung des aus patrizischen Kreisen stammenden Mönches eine „vornehme Stadt“ sein. Dafür dient ihm noch ein weiterer Beweis. „So ist Ulm wegen der Klugheit seiner alten Bürger und wegen

des Zuwachses an Macht für vornehm und berühmt gehalten, weil es hochadlige Grafschaften und Herrschaften in seiner Macht hat<sup>7</sup>.“ Neben das biblische, das antischolastische Leitbild tritt nun auch noch ein ständisches.

Auf Grund dieser Vorstellungen ergibt sich dann auch die Gliederung des Traktats in Hauptstücke und Kapitel, die zuerst vom äußeren Wachstum der Stadt, modern gesprochen der Geschichte, dann von den augenblicklichen Verhältnissen handeln. Die Kapitel selbst werden ziemlich straff und schematisch zugleich untergeteilt. Fabri läßt zu jeder Frage, jedem Gegenstand eine Reihe von Punkten paradieren, von unterschiedlicher Beweiskraft, jedoch von ihm alle gleichwertig behandelt. Man lese daraufhin einmal seine Etymologien des Namens Ulm oder die Gründe für die scharfe Trennung zwischen Patriziat und Zünften.

Doch verdecken das Ideal – das übrigens auch mythologisch gespeist wird – und die scholastische Darstellungsweise nicht den Vorrat wertvoller geschichtlicher Tatsachen, den Fabri uns überliefert. Was man bei einer kritischen Benützung alles aus ihm herausholen kann, beweisen die Arbeiten Max Ernsts zur Ulmer Frühgeschichte. Seine Gegenwart sieht der Frater zudem nicht bloß in hellem Licht, wie oben schon angedeutet wurde. So wirft er den führenden Männern seiner Generation mangelnden politischen Wagemut vor. Man sitzt auf seinem Geldsack und setzt das Kapital nicht mehr für politische Ziele zum Ruhme der Stadt ein. So rügt er den versäumten Erwerb der Markgrafschaft Burgau. Jedoch läßt sich Fabri dadurch nicht in seinem Glauben an den stetigen Fortschritt der Stadt Ulm irre machen, den er sich an anderer Stelle auch als ein Auflodern eines kleinen Funken zu einer großen Flamme vorstellt.

Wie aber wird nun der Traktat, in Latein geschrieben, auch dem gemeinen Mann, der seine „Hauschronik“ schreibt, und nicht nur dem gebildeten Patriziat bekannt? Zum Mittler bietet sich ein ungleich berühmterer Mann als der Frater an, *Sebastian Franck*. Im alphabetischen Register seiner Chronik von Deutschland, dem „*Germaniae Chronicon*“ von 1538 findet man einen kurzen Artikel über Ulm, der im wesentlichen eine Popularisierung des Traktats darstellt, freilich sehr stark gekürzt, andererseits aber wiederum mit neuen Zutaten geschmückt<sup>8</sup>. Liest man jetzt die jeweiligen Anfänge der deutschen Chroniken Ulms von der Mitte des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, so stößt man immer wieder auf diese paar Seiten aus Sebastian Franck, ob es sich nun um die Chroniken der Familie Löschenbrandt, oder eines Bartholomäus Gundelfinger, eines Hans Sepp, eines Ulrich Gersthofer handelt, um nur einige Namen aus der Vielzahl auch anonymer Abschriften und selbständiger Arbeiten hervorzuheben. Die Ausführungen Francks bilden den Grundstock des geschichtlichen Teils fast jeder Chronik, die nicht ausschließlich gelehrte Arbeit sein will. Sie werden manchmal sehr sorgfältig abgeschrieben, von offensichtlich gelehrter Hand, in zierlicher Schrift, mit genauem Stellenvermerk, sie werden auch in Dichtung

umgesetzt, wovon der Lobspruch des weniger bekannten Georg Braun zeugt (1594 bzw. 1600)<sup>9</sup>. Oder aber wird der Artikel noch mehr verwässert, als er dies im Hinblick auf Fabri schon ist. Der Inhalt wird oftmals kaum mehr verstanden, weil das geschichtliche und mythologische Wissen fehlt. Haben sich die Chronisten streng chronologische Anordnung des Stoffes zum Prinzip gemacht, so wird willkürlich der stilistisch bei Franck noch eine Einheit bildende Artikel auseinandergerissen und ohne Verständnis für den tatsächlichen geschichtlichen Ort an passenden oder unpassenden Stellen untergebracht.

Einer der ersten, der sich Sebastian Francks bedient, ist sein Namensvetter *Sebastian Fischer*, und zwar tut er es in umfassender Weise. Es ist jedoch bis jetzt noch nicht erkannt worden, daß auch der Teil seiner Chronik, der zusammenfassend von Ulm handelt, auf Franck und zwar auf den eben genannten Artikel zurückgeht<sup>10</sup>. Der Schuster schreibt noch mit liebevoller Hand, genau und sorgfältig, wie es auch bei seinen anderen Abschriften aus Franck zu beobachten ist, ohne indes mit seiner eigenen Absicht zurückzuhalten. Er ist aber auf jeden Fall so stoffhungrig, daß er nichts wegläßt, „wunderger“, wie er einmal sehr bezeichnend von sich sagt. So kann man bei ihm von den mit Fabelwesen belebten „Alten Röhren“, von dem alten Schweighofen und den Vorstädten der alten Stadt, von der Neugründung Ulms durch Konrad III., von der Herrschaft des Klosters Reichenau über Ulm lesen, und weiß, daß er bei seiner Abschrift nichts ausgelassen hat.

Man sieht an dieser stichwortartigen Inhaltsangabe, daß Seb. Franck sich hauptsächlich für den geschichtlichen Teil des Traktats interessiert hat, für die ersten drei Hauptstücke, so daß der Rest den eifrigen deutschen Chronisten unbekannt bleibt. Dies wird in dem Augenblick anders, als sich die mehr oder minder gelehrte Welt des 16. und 17. Jahrhunderts intensiver als die „Hauschronisten“ für die Geschichte interessiert. Doch bevor dafür Veit Marchthaler als Beispiel erwähnt wird, noch ein kurzer Blick auf dessen gleichfalls als Geschichtsschreiber tätigen Großvater.

Neben Fischers Chronik steht als weiteres, bedeutsames Werk des 16. Jahrhunderts die Chronik des Bartholomäus *Marchthaler*<sup>11</sup>, die ahnen läßt, was unter den Aufzeichnungen der vorangegangenen Jahrhunderte Wertvolles gewesen sein mag. Verbergen sich auch die Bemerkungen Marchthalers zum Alltag wie zum Gang des großen Weltgeschehens im einfachen Gewand der Chronik, so überrascht doch sofort, mit welcher Weite des Blicks der Samtkaufmann ausgestattet war.

Es wird immer der Reiz einer Chronik wie ihre Schwäche sein, daß sie bewußt keine Wertskala kennt, nach der sie das „Denk- und Merkwürdige“ festhält. Auch bei Barth. Marchthaler kommen in gleicher Ausführlichkeit Geschehnisse der großen Welt wie des kleinen Familienkreises zu Wort. Was seine Chronik jedoch aus der Mehrzahl der übrigen Chronisten heraushebt, ist der Stand des Ver-

fassers, sein abwechslungsreiches Leben. Man merkt ihm an, daß er die Welt gesehen hat und sie zu nehmen weiß. 1519 geboren, verläßt er schon früh die Vaterstadt. In Nürnberg besucht er während eines Aufenthaltes bei dort ansässigen Verwandten die deutsche Schule. Mit 14 Jahren schon tritt er in die väterliche Handlung – und zwar in den Tuchladen – ein. Sie wird drei Jahre später mit dem bekannten Unternehmen der Schleicher zusammengeschlossen, um schließlich noch um die Teilhaberschaft der Gienger erweitert zu werden. Von 1544 ab unternimmt dann der Chronist fast jedes Jahr Geschäftsreisen, die ihn nach den wichtigsten Handelsplätzen Deutschlands, aber auch viel nach Frankreich bis hinunter nach Marseille führen. Als das Geschäft infolge der dauernden Kriegsläufe immer schlechter geht, muß er auf seine alten Tage noch in den Dienst einer reichen Witwe, als Vogt und Verwalter, treten. Diese groben Umriss seiner Biographie nur, um einen Eindruck von seinem weitgespannten Tätigkeitsfeld zu vermitteln, das übrigens noch durch einen Auftrag der Stadt, in Notzeiten Getreide für die hungernden Mitbürger einzukaufen, ergänzt wird. So lockert sich trotz der weiten Reisen nicht die Bindung an das väterliche Ulm.

Dies alles spiegelt seine Chronik, die er zum Nutzen seiner Kinder wie zu ihrer Ergötzung schreibt. Um das heute viel berufene Wort vom Denken in europäischen Maßstäben aufzunehmen, bei Barth. Marchthaler ist es unmittelbar, naiv da, nicht vielfach reflektiert und vielleicht auch romantisch verbrämt. Es wird ihm von seinen Bedürfnissen wie von den Herzenswünschen eines entschiedenen Protestanten vorgeschrieben. Die Religionskämpfe in Frankreich und den Niederlanden, die sein späteres Leben begleiten, erscheinen in seiner Chronik unter einem doppelten Aspekt. Einmal stören sie die geschäftlichen Beziehungen zu den beiden Ländern empfindlich, zum andern besteht aber auch die Gefahr, daß die spanische Tyrannei, die den westeuropäischen Ländern droht, auch wieder auf Deutschland übergreifen kann: „Uns aber wolle der trewe Gott vor der spanisch Tyrannie gnediglich schützen und schirmen, denn wir haben ir grausam und unchristlich taten anno 1546–1566 woll erfahren“. Daß man aber religiöse und wirtschaftliche Interessen bei ihm nicht scharf trennen darf, geht aus einer anderen Stelle hervor, wo er den „läidig Schmal-kaldischen Krieg“ vor allem unter finanziellen Gesichtspunkten zu beurteilen und zu verurteilen weiß. Neben der Gefahr der Religionskriege sieht er jedoch nicht minder die Gefahr aus dem Osten. Die Angriffe der Türken in Ungarn, die immer wieder aufflackern, lassen ihn sorgenvolle Aufzeichnungen machen.

Gleichen Raum wie der großen Weltgeschichte gönnt Marchthaler auch den Vorgängen in der engen Heimat. So weiß er am besten von sämtlichen Chronisten den Verlauf der Verfassungsänderung von 1558 zu berichten, die bekanntlich ein Einlenken des von Karl V. erzwungenen patrizischen Regiments den ehemaligen Zünften gegenüber brachte. Er kann die Vorgänge mit selbständi-

gem Urteil begleiten, das eine Mittelstellung des Chronisten zwischen Zünften und Patriziat erkennen läßt. Knapp faßt er den Zweck der Aktion des Rates zusammen: „damit man aber den gmainen mann widerumb zu merer gehorsam, gunst und willen bringen möcht.“

Doch nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Geschichte Ulms interessiert ihn. So nimmt er sich die Mühe, die Chronik eines Ernst Löschenbrand, der auf Fabri und Franck fußt, zu Beginn „seines schlechten Wercks“ abzuschreiben. Er hat die Chronik von seiner Schwägerin Barbara Kegler frühestens während des Schmalkaldischen Krieges geschenkt bekommen und gibt sie nun, 1576, an seinen Schwager Franz Löschenbrand weiter. Mit diesen kurzen Notizen gewährt uns Bartholomäus Marchthaler einen Einblick in das Entstehen einer geschichtlichen Tradition.

Veit Marchthaler<sup>12</sup> jedoch, der die Chronik seines Großvaters etwas verächtlich eine „Hauschronik“ nennt, will den Traktat Fabris weiterführen und wieder eine systematische Beschreibung Ulms liefern. Seine Darstellungsform paßt sich im Gegensatz zu der des Mönchs schon mehr der Sache an, obwohl er im großen die alte Einteilung in Hauptstücke beibehält. Sie heißen jetzt, in seiner seltsamerweise „Ulmische Chronik“ genannten Beschreibung, Abteilungen. Die Kapiteleinteilung Fabris fehlt allerdings bei ihm. Er begnügt sich, in einem umfangreichen Register den Stoff in kleinste Abschnitte aufzugliedern. Aus dem spätscholastischen Traktat Fabris wird nun eine Art polyhistorisches Kompendium über Ulm im Stile des 17. Jahrhunderts.

Die geistigen Voraussetzungen, die Veit Marchthaler vorfindet, heben sich sehr von der Umgebung ab, in der sein Großvater aufgewachsen ist. Wenn dieser sich für seine geschichtliche Einleitung nur einer Chronik bedienen konnte, so stehen dem Enkel nun gelehrte Vorarbeiten zur Verfügung, die ein heimatgeschichtlich interessierter Mann, der von seiner Vaterstadt schreiben will, umfassend auswerten kann. So kennt er die einheimische Überlieferung, beutet Fabri und alle ihm erreichbaren Chronisten aus, er benützt humanistische Kommentare zu Tacitus, er schöpft aus den Kosmographen und Topographen, von Naucler angefangen bis zu seinem Zeitgenossen Martin Zeiller, er kennt auch bis zu einem gewissen Grad antike Schriftsteller, soweit sie ihm auf der seit 1622 zu einem Gymnasium ausgebauten Ulmer Lateinschule in die Hände kamen. Zudem pflegt seine Familie gelehrten Verkehr mit der Geistlichkeit, insbesondere mit dem Superintendenten Dr. Konrad Dietrich, einer beherrschenden Persönlichkeit des Ulmer Geisteslebens in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der außerdem mit seiner „Jubelfestpredigt“ von 1617 zur hundertjährigen Feier der Reformation die geschichtlichen Vorstellungen der Ulmer Bürgerschaft sehr stark beeinflußt hat. Mehrere Chroniken der Folgezeit geben es zu erkennen. Zu erwähnen bleibt noch die Bildungsreise des Veit Marchthaler durch Holland, die sich über

mehrere Jahre erstreckt und vermutlich mit einem Studium an dortigen Universitäten verknüpft war.

Wie schon der Großvater Bartholomäus, so nimmt auch er eine mittlere Stellung zwischen Patriziat und Gemeinde ein. Sein Vater, ebenfalls Veit geheißen<sup>13</sup>, 35 Jahre lang Ratsherr „von der Gemeinde“, Kriegsrat für lange Zeit seine amtliche Aufgabe, steht zwar in enger Beziehung zu den patrizischen Familien. Dennoch bemühen sich er und sein Sohn, vielleicht auch aus „patriotischem“ Interesse, um eine neutrale Haltung, die diesem auch bei seinen gelehrten Arbeiten zugutekommt.

Warum aber schreibt er seine „Ulmische Chronik“ und begnügt sich nicht mit einer Abschrift Fabris, den er am Anfang seiner Chronik öfters lobend erwähnt und dem er auf weite Strecken seiner Arbeit folgt? Nun, es ist das auch sonst wiederkehrende Gefühl des Gelehrten, daß der Vorläufer nicht mehr den geistigen Voraussetzungen der eigenen Zeit entspricht. Erfüllt von dem Bewußtsein, im Lichte eines neuen Säkulums zu leben, kann er nicht mehr für ausreichend halten, was ein Mönch am Ausgang des „dunklen“ Zeitalters in barbarischem Latein geschrieben hat, vor allem, wenn es sich um die eigene Vaterstadt handelt.

So verbindet sich mit dem humanistisch-protestantischen Selbstgefühl eng ursprüngliche Liebe zur Heimat. Der Stolz auf Ulm, das so lange die Belagerungen und Einfälle während des großen Krieges ausgehalten hat, ist bei Veit Marchthaler sehr gut zu spüren. Vergleicht man jedoch mit Fabri, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß bei Marchthaler das schmückende Beiwort hinter der Fülle bloßer Fakten verschwindet. Und sieht man genauer zu: ein Fortschrittsgefühl im Sinne Fabris gibt es bei ihm nicht mehr. Wenn er auch nicht summarisch von einem Niedergang der Stadt spricht, so beobachtet er doch an einzelnen Stellen den unaufhaltsamen Verfall. So ist er im ganzen viel nüchterner als der Mönch. Das selbstbewußte Hochgefühl, in einer solchen Stadt wie Ulm leben zu dürfen, weicht einem gesunden Realismus.

Von Veit Marchthaler nun deshalb schon historischen Sinn zu erwarten, wäre zuviel und zu früh verlangt. Er mißt Ulm wie Fabri noch am vorbildlichen Typus, so z. B. der Stadt Rom und setzt naiv römische Verhältnisse mit den Zuständen in Ulm gleich. Darin unterscheidet er sich zudem in keiner Weise von den Juristen und Polyhistoren seiner Zeit. Außerdem hat sein gelehrtes Interesse noch unmittelbar praktische Bedeutung; er unterrichtet über Vergangenheit und Gegenwart Ulms auch des Nutzens wegen. Für ihn gibt es keinen Bruch zwischen der Stadt des frühen Mittelalters oder auch der Antike und seiner Gegenwart in der Art eines Wesensunterschiedes.

Daß Veit Marchthaler mit seiner Chronik, die man ihrem Charakter nach auch mit unsern modernen Oberamtsbeschreibungen vergleichen könnte, nicht nur ein persönliches Bedürfnis befriedigt, sondern auch den Wünschen weiter Kreise der Bürgerschaft entgegenkommt, beweist

die Vielzahl der Abschriften, die vor allem in der Zeit zwischen 1670 und 1700 entstehen<sup>14</sup>.

Die immer stärker werdende Aufklärung ändert auch das hier kurz skizzierte Bild der frühen Geschichtschreibung Ulms. Da nun auch am Ulmer Gymnasium „vaterländische Geschichte“ gelehrt wird, wenngleich zunächst nur in der Form deutsch-lateinischer Stilübungen, müssen sich die Professoren stärker mit der einheimischen Geschichte befassen. Erhaltene Kollegentwürfe und Schülerschriften zeugen davon. Dazu kommt die vermehrte juristische Tätigkeit am Stoff der Heimatgeschichte, die immer mehr kritisch wird und wichtige Urkunden der Frühgeschichte als Fälschungen entlarvt<sup>15</sup>.

Ein letztes Beispiel „vorwissenschaftlich“ übernommener Tradition sei noch erwähnt, die „Descriptio Ulmae“ des Ratskonsulenten Theobald Bürglen vom Anfang des 18. Jahrhunderts (1709 begonnen, mit Zusätzen bis 1738). Sie entsteht ganz in Anlehnung an Veit Marchthaler, kennt freilich nicht mehr die lockere Gliederung von dessen Chronik. Zwar hält auch Bürglen an den seit Fabri üblichen großen Einteilungsgesichtspunkten von „Leib“ und „Seele“ der Stadt fest. Die überaus straffe Unterteilung aber läßt erkennen, daß ein Jurist und Verwaltungsfachmann am Werk ist. Was die Quellen seiner Beschreibung betrifft, so fühlt er sich auf der schmalen Grundlage der bisherigen Überlieferung nicht mehr wohl. Er erweitert seine Kenntnisse um ihm zugängliches Material aus dem städtischen Archiv. Ratsprotokolle, Urbare, Zinsregister, sowie das Vertragsbuch der Stadt kommen nun zum erstenmal in der Ulmer Geschichtsschreibung zu Wort. Allerdings baut er sie noch nicht in seine Darstellung kritisch verwertend ein, sondern er fügt sie nur anhangsweise bei.

Diesen letzten Schritt geht erst der Gymnasialprofessor David Stötzlin, der hier als Beispiel für das Eindringen gelehrter Kritik nach den Grundsätzen der Aufklärung stehen soll. Nun endlich wird der mythologische Zopf, den man seit Fabri und Franck mitschleppt, beschnitten, nun werden auch humanistische Gelehrtenauswüchse, die über die Kosmographen und Topographen in die Ulmer Überlieferung eingedrungen sind, beseitigt. In der Vorrede zu seinen Vorlesungen über die „Historia Patriae“, die bald, nachdem sie gehalten, in mehreren Abschriften in Ulm kursieren, weist er dem Mönch und seinen Abschreibern „fabulöse“ Berichte nach, besonders was die Frühgeschichte Ulms und seiner Umgebung betrifft.

Aber wichtiger als dies: Er scheidet zum erstenmal bewußt zwischen Geschichte und Gegenwart Ulms. Er will keine Beschreibung und auch keine gleichzeitige Chronik geben, sondern er liest über die Geschichte des Vaterlandes und hört mit dem Friedensschluß von 1648 auf.

Nun wird der Weg langsam frei für kritische Geschichtsbetrachtung auch in der Reichsstadt, um so mehr, wenn nach der Aufhebung der städtischen Selbständigkeit die Archive ihre „arcanæ rei publicæ“ preisgeben können. Diese neue Art freilich verliert das unmittelbare Ver-

trautsein mit der reichsstädtischen Atmosphäre, das gerade die vielen zeitgeschichtlichen Chroniken der Spätzeit Ulms auszeichnet.

Sie konnten hier nicht einzeln beschrieben werden. Oftmals sind sie mit besonderer Sorgfalt angelegt, manchmal sogar wird das eintönige Schriftbild durch Handzeichnungen und Kupferstiche belebt, um das „Merkwürdige und Wunderbare“ auch im Bild festzuhalten. Alle aber reden davon, welch regen Anteil auch der gemeine Mann, der politisch fast nichts mehr zu sagen hat, am Leben der Reichsstadt in ihren alten, weniger erfreulichen Tagen genommen hat.

<sup>1</sup> Vgl. dazu die Reihe deutscher Städtechroniken, herausgegeben von der Historischen Kommission der Bayrischen Akademie. – <sup>2</sup> Vgl. z. B. U 30, U 4954, U 1687, Cod. germ. Mon. 4989, S. 102. Mone: Anzeiger für Kunde des deutschen M.A.'s 1834, S. 229–230. – <sup>3</sup> Vgl. dazu die Arbeiten von Paul Joachimssohn, Max Häußler, Adolf Kölle, Max Ernst. – <sup>4</sup> Jakob Burkhardt: Kult. d. Ren. in Ital. <sup>18</sup> 1928 (Kröner), S. 59, 138, 221 ff. – <sup>5</sup> Tract. de civit. Ulmensi etc. ed. Gustav Veesenmayer, Tbg. 1889, p. 148 „Numquam ... fuit civitas Ulmensis opulentior divitiis, copiosior populis, audacior animis fortior armis, munitior muris, securior adiutoriis, felicior amicis, formidabilior adversariis, intolerabilior malis, dilector omnibus Suevis, nobilibus et plebeis, et patriae totius, ac imperio et principibus necessarior, quam hoc tempore anno domini 1489.“ Die Übersetzung im Anschluß an die Übersetzung von K. D. Haßler, Mitt. f. Kunst u. Alt., Ulm-Oberschw., Heft 13/15, Ulm 1909. – <sup>6</sup> A. a. O., S. 53 „quia semper in multitudine inaequalitas reperitur et illa inaequalitas ordinem facit, cum inter aequales ordo esse non possit.“ – A. a. O., S. 67, „Sic Ulma ex civium antiquorum prudentia et incremento potentiae nobilis et insignis computata est, quia comitatus nobilissimos et baronias habet.“ – <sup>7</sup> Germaniae chronicon, o. O., 1538, fol. 326b bis 331a. – <sup>8</sup> Die Datierung des Lobspruches ist nicht ganz einheitlich, die meisten Handschriften, soweit sie überhaupt das Entstehungsdatum verzeichnen, haben 1600. – <sup>9</sup> Ed. K. G. Veesenmeyer in: Mitt. f. Kunst u. Alt. Ulm-Oberschw., Heft 5–8, Ulm 1896, Bl. 415a bis 430b. – <sup>10</sup> Vgl. zu Bartholomäus Marchthaler: K. E. von Marchthaler, Schwäbische Lebensbilder I, S. 349 ff. und Württbg. Vergangenheit, Stgt. 1932, 280 ff. – <sup>11</sup> Über die Verfasserfrage der „Ulmischen Chronik“ hoffe ich an anderer Stelle mehr sagen zu können. – <sup>12</sup> Desgl. über das verwandtschaftliche Verhältnis der in Frage kommenden Verfasser. – <sup>13</sup> Z. B. U 4, U 5839, U 5840, U 5841. – <sup>14</sup> Hier sei nur an die angebliche Schenkung Ulms an die Reichenau durch Karl den Großen erinnert. Die Urkunde gehört zu dem Komplex der bekannten Reichenauer Urkundenfälschungen des 11. und 12. Jahrhunderts. Vgl. dazu Max Ernst, Zeitschrift f. württ. Landesgeschichte VI, 1942, S. 348 ff. – Zitate aus nicht gedruckten Chroniken werden nicht belegt. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß der Druck der Chronik Bartholomäus Marchthalers eine wertvolle Bereicherung unserer chronikalischen Literatur bedeuten würde.